

Starker Abgang

ARSENICUM

Beziehungsabbrüche sind im Berufs- und Liebesleben eine Herz-Schmerz-Sache. Auch der Hausarzt wird ab und zu einmal «verlassen». Über die Jahre entwickelt er eine Emotionsresistenz. Aber eben doch nicht ganz. «Natürlich verstehe ich das», gurre ich mit falschem Lächeln, als die histriionische Endsechzigerin T. mir vorschwärmt, warum sie zu meinem Erzrivalen Dr. B. wechselt. «Ja, er ist ein wunderbarer Mensch», lüge ich, «und ein grossartiger Arzt.» Ha! Dieser nichtswissende Schleimer... «Aber gerne reproduzieren wir Ihnen Ihre gesamte Krankengeschichte aus, das macht gar keine Umstände und kostet nichts.» Grrrrr. Abends sortiere ich stundenlang die Riesenberge unnötiger Konsultationen und externer Untersuchungen, entferne aus der Papiermasse den verzweifelte Brief ihres Ehemanns, den sie genauso nervt wie mich. Und ich schmunzle über die eigene Naivität: Zu Beginn unserer therapeutischen Beziehung liess ich mich noch von der Hypochonderin instrumentalisieren. Einige Einträge von mir selbst fälsche ich – meinen Unmut liest man zwischen den Zeilen, das ist ethisch-politisch unkorrekt. Während dieser «Trauerarbeit» merke ich, dass ich über T.s Abgang heilfroh bin. Mein Ärger ebbt ab: Über ihre fehlende Anerkennung treuer Hausarztdienste während fünf Jahren – von nächtlichen Telefonkonsultation bis hin zu Hausbesuchen, wenn sie einen Mini-Meteorismus zur Mega-Flatulenz hochspielte. Eitel bist du, tadele ich mich selbst. Ziel ist nicht, Dank zu erhalten – das wäre das Sahnehäubchen –, sondern kranken Menschen zu helfen. In quasi erleuchtetem Seelenzustand schliesse ich das Dossier T. Und freue mich dann doch diebisch, als sie nach vier Wochen beim Erzfeind Dr. B. reumütig zurückkommen will! Doch meine Ehefrau ist gerade am Praxistelefon und behauptet wahrheitswidrig, freundlich und mit stählernem Klang in der Stimme, dass der Herr Doktor leider gar keinen Platz mehr habe und wir sie in den nächsten sechs Monaten auf keinen Fall wieder nehmen könnten. Leider. Hmmm ...

Nur in rachsüchtigen Träumen schreie ich Patient S. an: «Meinen Sie, meine Existenz hängt von ihrem peni(b)lem Ausfluss, dem Schnudder und Cerumen ihrer ungezogenen Kinder und den Gardnerellen ihrer Frau ab? Glauben Sie, dass Kerle wie Sie mir bei meinem täglichen Martyrium an der Kot-, Urin-, Eiter-, Blut-, Schleim- und Smegmafront noch fehlen?» In der Realität aber nicke ich gütig, als mir Herr S., Familienoberhaupt einer alternativ lebenden Sippe, gross-spurig mitteilt, er wolle zu einem besseren Doktor. Klar, Dr. B.! Den Neuzugang gönne ich dem Kollegen. Auf dem nächsten Ärztekranzli schnappe ich seine bitterbösen Kommentare zu Wohnwagensiedlungs-Siedlern auf, «die uns mit ihrer stinkigen, lauten Brut das Wartezimmer verseuchen und die guten Kunden vergaulen». Nicht mehr UNS, lieber Kollege B., nur noch DIR! Dann wieder gibt es die schüchternen oder die freundlichen, taktvollen Patienten, die es schon als Treubruch empfinden, wenn sie meinem Rat folgen, eine Zweitmeinung eines spezialisierten Kollegen einzuholen. Und es gibt die Mutigen, Offenen, die sich freundlich und wertschätzend verabschieden. «Nüt für unguet ...», beginnen sie, das Abschiedspräsent – meist eine teure Kassette mit erlesenen Weinflaschen – unterm Arm. Bei denen hat man schon bei der ersten Konsultation gemerkt, dass der biedere Grundversorger nicht ihrer Arztvorstellung entsprach. Ich bitte sie zum Gespräch und profitiere meist davon. Dank ihren Abschiedstipps wird das grelle Licht im Wartezimmer gedimmt, das zugegebenermassen antike Lavabo wird ersetzt und die angegrauten WC-Wände werden frisch gestrichen. Sie strahlen, wenn man ihnen das bei einem Zusammentreffen in der Stadt zurückmeldet. Das Wichtige beim Beziehungs- wie beim Therapieende ist, dass es möglichst freundlich verläuft. Deswegen mache ich selbst bei türenschtetzenden Abgängen nach einigen Tagen noch ein versöhnliches Abschiedstelefonat, für das die meisten Choleriker sehr dankbar sind. Ende gut – alles gut.

